

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Fortsetzung.)

(Kochbuch verboten.)

Ellen schüttelte verneinend den Kopf. Sie fühlte sich schwach werden. Die Gefühle, die in ihr tobten, drohten sie zu überwältigen. Aber aus dem Chaos erhob sich gebieterisch das Bewußtsein: Du darfst das Versprechen nicht halten, das Mutter dir abverlangte. „Ich muß Ihnen noch sagen —“ begann sie, während ihre vorher tieferblauerten Wangen sich wieder mit leichter Blut färbten.

Er machte eine Bewegung mit der Hand. Alles, was ritterlich war in ihm, lehnte sich dagegen auf, diese köstliche Stunde damit zu verbringen, daß er sich von ihr, die er liebte, wie er nie geglaubt hätte, lieben zu können, erzählen ließ, daß sie schon vor ihm einen anderen geliebt hatte. Er erinnerte sich deutlich, daß er im Anfang ihrer Bekanntschaft oft gedacht hatte: Das Mädchen hat ja einen Strich weg! Welcher Fiel mag es fertig gebracht haben, sie zu tranken?

„Das ersparen wir uns für später“, sagte er.

„Wenn wir uns einmal sehr langweilen, wollen wir uns mit Bekanntschaften. Das, worauf es jetzt einzig und allein ankommt, ist —“ er neigte sich nahe zu ihr hin und flüsterte weich: „Ellen — können Sie mir gut sein?“

„Ja“, sagte sie einfach, ohne sich zu besinnen.

In ihren Augen funkelten große Tränen. So viel Rücksicht und Vertrauen gab es auf Erden?

„Ich darf also?“

Bejahend senkte sie die Lider.

Er nahm ihre Hand und drückte zärtliche Küsse darauf. „O, du“, flüsterte er, „ahnst du auch nur, was für Tage ich durchlebt habe?“

Sie gab sich gar keine Mühe zu sprechen. Sie fühlte, es doch nicht zu können. Träne um Träne löste sich nun von ihren Wimpern, und im köstlichen Gefühl des Geborgenseins duldet sie, daß er immer noch ihre Hände mit Küssen bedeckte.

Die öffentliche Verlobung war erst gefeiert worden, als Ellen wieder — bald genug — auf beiden Füßen stehen konnte. Es war am Tage danach, als Gerhard eilig in das gemeinsame Wohnzimmer eintretend, seinen Eltern zuflüsterte:

„Heubach ist hier!“

„Wer — wo?“

„Hier im Hause. Heubach. Ich begegnete ihm soeben auf der Treppe.“

In stummem Entsetzen sah das Ehepaar Randow sich an. Einige Augenblicke vergingen in peinlichem Schweigen. Frau Randow war es, die sich zuerst faßte.

„Wir reisen ab. Lange wären wir sowieso nicht mehr geblieben. Wenn wir nur verhindern können, daß Ellen ihn trifft!“

„Es wäre entsetzlich! Jetzt, wo das arme Kind endlich auflebt... Aber es wird sich gar nicht umgehen lassen.“ Herr Randow hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging erregt im Zimmer auf und ab. „Ich werde mit Thorstein sprechen“, sagte er endlich. „Es ist das einzige, was ich tun kann. Ich hätte es ja gleich tun sollen.“

„Nein, auf keinen Fall! Das dulde ich nicht. Man kann nicht wissen, wie er es aussieht. Ihr Männer seid darin unberechenbar. Aber laßt mich nur machen. Heute abend, spätestens morgen früh können wir reisen.“

„Wohin — wenn's beliebt? Die Schweiz ist ja klein und wir können überall Bekannte treffen, ganz abgesehen davon, daß wir Heubachs Päne gar nicht kennen. Wir können nicht vor ihm fliehen bis an das Ende der Welt. Du kannst schon glauben, es wäre doch das



Deutsches Militär auf dem Marktplatz einer besetzten rumänischen Stadt.

Leipziger Verlagsanstalt.

richtigste, Thorstein reinen Wein einzuschütten.“

„Unter gar keinen Umständen! Ich verbiete es euch auf das strengste. Hörst du, Gerhard, dir auch!“ Frau Randow war erregt im höchsten Grade. Aber ihr Mann wollte um jeden Preis festbleiben. Sein Ehrgefühl sträubte sich dagegen, etwas zu tun, was nach seiner ganz bestimmten

Anblick nicht als richtig bezeichnet werden konnte. Der Streit wurde heftiger von Minute zu Minute. Immer schwereres Geschick wurde aufgeföhren. Gerade ging Frau Randow von der Verleumdung, daß ihr Vater niemals Verständnis für sie und ihre Kinder gehabt habe, zu der Behauptung über, daß er nur sich und seine Bequemlichkeit kenne, da rief die Glode zum Essen. In bewundernswürdig kurzer Zeit glänzten sich die Wogen ihrer Erregung, und als sie wenige Minuten später zwischen ihrem Mann und ihrem Sohne den Speisesaal durchschritt, hätte man dem freundlich lächelnden Gesicht der immer noch schönen Frau unmöglich anmerken können, daß sie sich noch kurz vorher als die unglücklichste Frau dieser Welt bezeichnet hatte.

Das Brautpaar war bereits anwesend. Nachdem Thorstein seiner Schwiegermutter die Hand geküßt hatte, wollten alle die gewohnten Plätze einnehmen. In diesem Augenblick sah Frau Randow durch die gegenüberliegende Thür zwei Herren eintreten. Abwartend blieb sie stehen, bis den Neugekommenen ihre Plätze angewiesen waren. Ein Seufzer der Erleichterung schien ihren Lippen zu entfliehen. Von dort war es unmöglich, Ellen zu sehen.

Während sie die Suppe löffelte, machte sie ihre Tochter und deren Verlobten damit bekannt, daß sie abreisen müssen.

„Vater hat Nach ich en bekommen, die seine Anwesenheit in Berlin notwendig machen“, sagte sie ruhig. „Und da er voraussichtlich schon in der nächsten Woche geschäftlich nach London muß, so dach en wir, es sei das einfachste, gleich morgen mit ihm zusammen abzureisen und entweder in Hamburg oder einem holländischen Bad auf ihn zu warten oder aber gleich nach der Insel Wight weiterzureisen.“

„Nach Wight!“ Ellens Gesicht verklärte sich. Sie war, dank der Vorliebe ihrer Mutter für alles Englische, in Wight in Pension gewesen und hatte glückliche Tage dort verlebt. Von ihrer Seite hatte Frau Randow also keinen Widerspruch zu fürchten, wie sie ganz richtig angenommen hatte. Triumphierend blüde sie sich um. Ihr Mann sah ganz zusammengehunken auf seinem Stuhl. Er schämte sich für seine Frau und — er fühlte sich mitschuldig, daß er nicht der Komödie ein Ende machte.

Gerhard schien ebenso zu empfinden wie der Vater. Er erklärte, da das Ende seines Urlaubs bevorstehe, hielt er es für richtiger, mit seinem Vater nach Berlin zu fahren und die wenigen Tage dort zu bleiben.

Frau Randow hörte kaum danach hin. Mrs. Priestnall hatte sich der Sache bemächtigt und schilberte Thorstein die himmlischen Vorzüge der Insel, die er noch nicht besucht hatte.

„Es paßt nicht schlecht“, sagte er nachdenklich. „Der Arzt riet mir, einen Seeraufenthalt zu nehmen, ehe ich mich wieder in die Arbeit stürze.“

„Da haben wir es! Das ist ja großartig —“ Mitlen im Wort hielt seine Schwiegermutter inne und sah starr und gerade aus. Sie hatte oben in dem Spiegel, der ihr gegenüber hing, ganz deutlich das Bild des Mannes erkannt, den ihre Tochter um seinen Preis der Welt sehen sollte. Wäre Ellens Aufmerksamkeit nicht ganz und gar von ihrem Verlobten in Anspruch genommen gewesen, sie hätte ihn gewiß längst entdeckt.

„Was ist dir, Mama“, fragte das junge Mädchen, als ihre Mutter plötzlich versunkte.

„O — nichts. Ich hätte um ein Haar eine Gräde verschluckt“, log Frau Randow ohne Besinnen. Aber ihr tieferblaues Gesicht verriet, daß ihre Worte nicht der Wahrheit entsprachen. Die Mahlzeit wurde ihr zu einer wahren Höllequal. Während sie fremdlich nach allen Seiten hin nickte und antwortete, fühlte sie, wie der Schweiß ihr in großen Tropfen auf die Stirn trat. Unablässig arbeiteten ihre Gedanken. Ellen mußte nachher mit nach oben kommen, damit jede Gefahr einer Begegnung vermieden wurde. Es blieben außerdem noch genügend Möglichkeiten, die man nicht in der Gewalt hatte. Die Abreise mußte um jeden Preis mit Hochdruck betrieben werden! Eine brennende Anruhe hatte sich der Frau bemächtigt; sie wußte kaum noch, was sie tat und sagte.

„Heute abend mußst du dich ohne Ellen trösten“, erklärte sie gegen das Ende des Essens ihrem Schwiegersohn. „Ich brauch sie beim Baden.“

„Ist denn die Sache so eilig?“ fragte Thorstein, dem der Plan ein wenig zu plötzlich kam. Er hatte sich darauf gefreut, mit seiner Braut, die durch ihren Unfall noch wenig genug von der Umgebung Luzerns kannte, kleine Ausflüge zu Wagen zu machen. Außerdem liebte er das Gebirge weit mehr als die See. Am liebsten wäre er mit ihr allein hier geblieben.

Das hatte er ihr soeben ins Ohr geflüstert und sie hatte mit einem trüben heimlichen Händedruck geantwortet.

„Wenn es geht, möch e Papa schon morgen den Vormittagszug um sieben Uhr ach zehn benutzen“, sagte Frau Randow sanft.

„Ihr werdet also — du und Gerhard — ebenfalls den heutigen Abend zum Baden benutzen müssen“, schlug sie vor.

„O, was das betrifft — ich brauche nicht länger als eine halbe Stunde“, erklärte Achim fröhlich. „Ich wünsche, Ellen wäre ebenso schnell fertig und du erlaubst ihr einen kleinen Spaziergang.“

„Das ist ganz unmöglich! Ich will froh sein, wenn wir überhaupt fertig werden.“

Einen Augenblick überlegte Thorstein, ob er seinen Schwiegersvater bitten sollte, wenigstens erst am Nachmittag zu reisen, aber der alte Herr sah so in Gedanken versunken, daß er ihn nicht stören mochte.

Endlich war die Mahlzeit zu Ende. Frau Randow atmete heimlich auf. Nun galt es, ein wenig zu zögern, damit der Geschäft e den Saal verlassen hatte, ehe sie mit ihrer Familie hinausging. Sie verweilte Mrs. Priestnall in ein kleines Gespräch, als von hinten eine Dame an sie herantrat, die ihr leicht die Hand auf die Schulter legte und ausrief:

„Meine liebe Frau Randow — ist es möglich? Hier treffen wir uns?“

Alle Farbe wich aus den blühenden Wangen der eleganten Frau. „Die Welt ist wirklich nur ein Dorf“, versicherte sie ernsthaft. „Aber wie furchbar schade, daß Sie erst heute kommen. Wir stehen sozusagen mit einem Fuß schon in der Bagn. Morgen früh geht es weiter.“

„Das bedauere ich allerdings sehr“, sagte die Fremde. Jetzt erst fand sie Zeit, die übrigen Glieder der Familie zu begrüßen. Aus den hin- und herstreichenden Worten ging hervor, daß es eine Frau Oberregierungsrat Winneberg war, die von Berlin aus anscheinend gut mit den Randows bekannt war.

„Daß ich bekannt machen?“ fragte Frau Randow nach unmerklichem Zögern. Sie stellte Achim Thorstein vor, ohne jedoch hinzuzusetzen, daß es der Verlobte ihrer Tochter sei. Dann wandte sie sich zu Mrs. Priestnall, der sie lächelnd die neue Bekannte als eine Erbschaft vermachte.

„Denken Sie doch, welch ergiebigen Gesprächsstoff Sie gleich von vornherein haben: Familie Randow!“

Die Damen lachten und Frau Helene fuhr fort: „Sie können sogleich anfangen, wir müssen jetzt gehen.“

Frau Winneberg trat einen Schritt beiseite und tuschelte ihr zu: „Heubach ist hier! Ich dachle schon —“

„Dann dach en Sie verkehrt, mein Liebe“, erwiderte Frau Randow gereizter, als es sonst ihre Art war.

„Meine Tochter —“

„O — ich sehe“, sagte Frau Winneberg, deren Augen auf Ellen ruhten, mit beißendem Spott, „Fräulein Ellen hat sich bereits getrübt.“

Frau Randow biß sich auf die Lippen; sie antwortete nicht. Doch lächelte sie gleich danach wieder verbindlich, als sie sich endgültig verabschiedete.

Wer freilich das immer noch weiche, jugendliche Gesicht der schönen Frau unmittelbar nach der Trennung von ihren Bekannten gesehen hätte, wäre über den Ausdruck von finsternem Zorn, der es einstellte, erstaunt gewesen. Häufig gab sie ihrer Tochter Anweisungen wegen des Badens.

In ihrem behaglichen Wohnzimmer angelangt, riß sie die Fenster auf, als ob sie erstickten müsse. Dann ließ sie sich erschöpft auf das Sofa sinken; ihre Stirn mit ihrem dunkelenden Tuschendruck belupfend, stöhnte sie vor sich hin: „Das ist ein Tag! Ich kann nicht mehr!“

Ihr Mann blieb mit über der Brust gekreuzten Armen vor ihr stehen und sagte vorwurfsvoll: „Helene, auf was für Geschick en hast du dich eingelassen! Du wirst sehen, es geht nicht gut. Und wenn Ellen diesmal enttäuscht wird —“

„Erbarme dich! Daran dürfen wir nicht denken. Es ist nicht gesagt, daß alles so schlimm kommen muß, wie es jetzt aussieht. Und was ich tat, geschah in der besten Absicht, von der Welt!“

„Damit ist nicht gesagt, daß es auch zum Guten ausschlagen muß. Vergiß nicht, daß du dich unläuterer Mittel bedienst!“

„Ich muß doch sehr bitten. Was tat ich denn überhaupt? Ich unterließ —“

„Das ist zuweilen ebenso schlimm. Und du machst uns alle zu Mitschuldigen. Wenn ich nur von mir reden darf. Denkst du, die Rolle, in die du mich hineindrängtest, war erhehend? Ich kann dir sagen, zum zweiten Male gebe ich mich nicht dazu her, den Trottel zu spielen!“

„Hör auf, hör auf! Du stellst mich hin, als ob ich das alles aus Schleichheit tue, während du doch wissen müßtest, daß nur die Sorge für Ellen —“ die Stimme verlagerte ihr, heiße Tränen stürzten aus ihren Augen. Allmählich tat sie ihm doch leid.

„Beruhige dich nur“, bat er. „Wir müssen suchen, so schnell wie möglich alles gut zu machen. Ich weiß überhaupt nicht,

wie du dir das denkst. Einmal, und zwar sehr bald werden wir wieder in Berlin sein. Dann soll die Verlobung auch dort sofort veröffentlicht werden. Ach! ist Berliner Kind — sowie er sich heute mit Ellen verlobt, haben gute Freunde ihm morgen, wer weiß in welcher Einstellung, die ganze Geschichte zugenägen. Wäre es da nicht besser gewesen, er hätte sie von uns selbst gehört? Mir ist der Gedanke schmerzhaft, was er sagen wird, daß wir sie ihm verschwiegen haben.“

Herr Randow hatte sich eine Zigarre angezündet. Er lehnte in einem bequemen Sessel und sah den Rauchringen gedankenvoll nach. Seine Frau nagte an ihrer Unterlippe und überlegte. Sollte sie ihn in ihre Pläne einweihen? Sie hatte die Erfahrung gemacht, daß es besser ist, wenn die Männer nicht alles wissen. Aber so ungänglich hatte er sich lange nicht gezeigt und das Bedürfnis einer Aussprache war übermächtig. Sie rückte ihm näher. „Denkst du, das alles hätte ich mir nicht selbst gesagt? Oder warum glaubst du, daß ich gerade die Insel Wight gewählt habe?“

„Du willst doch nicht sagen —?“ Erschrocken starrte er sie an. „Wenn du meinst, ob ich sagen will, daß allerlei Umstände eintreten können, die eine schnelle Heirat unserer Tochter wünschenswert machen könnten, so ist das genau, wie ich dachte!“ rief sie triumphierend.

„Aber Frau! Das ist ja —!“ Erregt sprang er auf und lief im Zimmer hin und her. Endlich setzte er sich wieder an ihre Seite. „Glaube ja nicht, daß ich meine Hand zu solchen Machenschaften biete“, sagte er heiser. „Das wäre ein völliger Irrtum. Bis hierher und nicht weiter! Fühlst du denn nicht, wie du unser armes Kind beleidigst?“

Die stolze Abwehr, die in seinem Tone lag, reizte Frau Randow unsagbar. „Was willst du denn eigentlich?“ fuhr sie auf. „Machenschaften? Das Wort verbitte ich mir. Bei deinen ausgedehnten Geschäften könnte sehr leicht der Fall eintreten, daß dir eines Tages der Gedanke käme, nach Amerika zu reisen, um dort nach dem Rechten zu sehen, da du doch schon einmal in Wight bist. Und wer sollte es mir verdenken, wenn ich mitfahren möchte, um meine leidende Schwester zu besuchen, die ich von Jahr zu Jahr verlorste? Das ist nur eine Möglichkeit von vielen! Jetzt natürlich wirst du dich hüten! Wie konnte ich so dumm sein, auch nur einen Augenblick zu denken, ich könnte wie andere Frauen meine Sorgen mit meinem Mann beraten?“

Wieder lupfte sie sich Augen und Stirn. Dann stand sie auf. „Hier können wir nicht bleiben, das siehst selbst du wohl ein? Jetzt, wo auch noch die Winneberg hier ist, ich bin sicher, daß Mrs. Briefmann zur Stunde schon eingeweiht ist! Ich werde also paden.“

Seufzend erhob sich Randow. „Und ich werde in Gottes Namen die nötigen Schritte für die Abreise tun“, sagte er in ganz verändertem Ton. „Wann beabsichst du?“

Sie hatte die Hand schon auf der Türklinke zum Nebenzimmer. „Morgen früh sieben Uhr achtmündvierzig“, sagte sie kurz und bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksalswende.

Novelle von Martha Grundmann, Vommahsch.

(Nachdruck verboten.)

In einem Hinterzimmer der geräumigen Wohnung der Frau verwitweten Doktor Kornelius hatte Wochen hindurch die Nähmaschine gesurr und geschidte Hände hatten mit Fleiß gefertigt, was eine junge Braut an Wäsche mit ins eigene Heim hineinnehmen sollte. Heute nun stand das Rad der Maschine still. Die Weisnäherin war abgelohnt, die Arbeit getan.

Die Frau Doktor, eine noch sehr stattliche Dame, Mitte der Vierzig, atmete erleichtert auf und ihre dreißigjährige Tochter Liselotte, die blonde, glückliche Braut desgleichen. Seit einem Jahr war sie nun verlobt und ihr Bräutigam, der Doktor Georg Reichel, drängte zur Hochzeit. Liselottes Vater, ein tüchtiger und gesuchter Arzt, hatte vor drei Jahren das Zeitliche gesegnet. Auch ihr Bräutigam war ein Arzt von Bedeutung. Klug, gewissenhaft und pflichtgetreu. Liselotte war der Mutter Alteste. Nach ihr kam Bruder Gottfried, der sich dem Studium der Theologie widmen wollte. Dann waren noch zwei späte Nachkommen, ein niedliches, noch nicht schulpflichtiges Zwillingsspaar. Nora und Hans. Die Mutter liebte ihre vier über alles und umgekehrt war daselbe der Fall. Große Reichtümer hatte Doktor Kornelius bei seinem Tode seiner Familie nicht hinterlassen, aber so viel, daß letztere anständig und ohne Nahrungsorgen leben konnte.

Auch für die Zukunft der Kinder war gesorgt. Gottfried konnte studieren und Hans, war er dann alt genug, desgleichen. Für die Mädchen war gleichfalls eine Summe bereitgehalten, die ihnen als Mitgift dienen sollte bei ihrer Verheiratung. Während Liselotte nun nahe daran war, unter das Ehejoch zu schlüpfen,

so würden in bezug auf die kleine Nora noch sehr viel Jahre vergehen müssen, ehe sie in das heiratsfähige Alter kam. Und das war gut. Der Mutter konnte es ja nur wünschenswert sein, ihre Kleinste lange um sich haben zu können. So würde sie wenigstens nicht so bald einsam sein.

Allabendlich kam Liselottes Verlobter zu mehrstündigem, manchmal auch nur zu kürzestem Besuch, je nachdem es ihm die Zeit erlaubte. Auch heute abend wurde er erwartet. Man war im Februar und es schaute heftig. Dazu tobte der Sturm, als sei eine ganze Schaar böser Geister los. Um so traulicher war's im Zimmer, wo Liselotte neben den Teetisch bedte. Die Gaslampe warf ihren Schein auf ihr hübsches, frisches Gesicht und ließ des Mädchens blondes Haar wie gesponnenes Gold erscheinen. Da klingelte es, Liselotte eilte hinaus, um zu öffnen. Die Zwillinge hinter ihr drein. Es war wirklich der Erstbute. Er lächelte zärtlich seine holde Braut und drückte sie fest an sich. Gern hätte er sie lange so fest an sich gedrückt gehalten, aber Nora und Hans drängten sich zwischen das Paar. Sie mußten doch sehen, ob ihnen Onkel Georg — so nannten sie nämlich ihren zukünftigen Schwager — heute etwas mitgebracht. Er tat es zuweilen. Vielleicht auch heute. Aber sie hatten vergebens gehofft. Es gab nichts für die Ledermäuler, die gar zu gern dem Genuß Onkel Georgs Schokolade huldigten; die er mitbrachte, schmeckte stets besonders gut.

Dann sah man am Teetisch. Die Mutter schien abgesspannt und genoss fast nichts. Nicht so lebhaft wie sonst, nahm sie an der Unterhaltung teil. Auf des Doktors und Noras besorgtes Fragen, ob ihr etwas fehle, gab sie zu, nicht ganz wohl zu sein. Sie wolle darum gleich mit den Zwillingen, die stets bald nach dem Abendbrot zu Bett gebracht wurden, zur Ruhe gehen.

So brachte Liselotte Mutter und Geschwister bald zur Ruhe. Sie küßte alle drei und wünschte ihnen gute Nacht. Der Mutter noch besonders, daß sie morgen wieder völlig wohl sein möge.

Zu ihrem Verlobten ins Wohnzimmer zurückgekehrt, holte sie eine Handarbeit herbei, an der sie zu sitzen begann.

„Was soll denn das nun wieder werden?“ fragte der Doktor neugierig.

„Wäschschrankstreifen“, belehrte sie ihn lächelnd.

„Und diese vielen vorgezeichneten Buchstaben willst du stiden? Wie heißt denn eigentlich der Spruch?“

„Das Mütterlein mir einst besahert,
Halt ich in diesem Schranke wert,
Soll glatt und fein geordnet sein,
Wie's einstens hielt mein Mütterlein.“

sagte sie ihm innig vor. „Es ist ein sehr alter Spruch, aber ich liebe ihn deshalb um so mehr“, setzte sie hinzu. „Mutter schon hat ihn einst als Braut für ihren Wäschschrank gestickt.“ Darauf unterhielten sie sich von allerlei, doch nur halblaut, um die Mutter nicht zu stören.

Vor sich der Doktor verabschiedete, ging er noch einmal mit Liselotte zu deren Mutter ins Schlafzimmer hinüber. Letztere schlief nicht. Sie sei nicht krank, nur abgesspannt, meinte sie. Der künftige Schwiegersohn wollte sie untersuchen. Aber sie wehrte ab. Fieber war nicht vorhanden.

„Es hat keine G-fahr“, meinte sie lächelnd, „morgen früh werde ich schon wieder munter sein.“

So verabschiedete er sich denn. „Sollte sich der Zustand der Mutter verschlimmern, so schide nur das Mädchen zu mir“, sagte er draußen zu Liselotte, nachdem er ihr den Gutenachtkuß gegeben.

Sie versprach es. Dann schloß sie die Tür hinter ihm.

An diesem Abend lag Liselotte lange Zeit wach. Ein paarmal rief sie leise die Mutter, erhielt aber keine Antwort. Da schlüpfte sie aus dem Bett und machte Licht. Mutter schlief. Tief und sanft wie es schien. Die Atemzüge waren regelmäßig. Das brachte ihr Beruhigung. Als sie wieder im Bett lag, versiel auch sie in tiefen Schlaf, aus dem sie erst am Morgen gegen sechs Uhr erwachte. Das Wetter draußen hatte ausgetobt und der Mond erhellte trotz der zugezogenen Vorhänge das Zimmer. Liselottes erster Blick galt der Mutter in dem Bett neben dem ihren. Aber was war denn mit Mutter? Des Mädchens Augen weiteten sich vor Entsetzen.

„Mutter, Mutter!“ Ohne Rücksicht auf die schlummernden Kleinen zu nehmen, stieß sie in höchster Angst die zwei Worte hervor. Keine Antwort. Da war sie auch schon bei ihr, beugte sich über sie. Der Ausdruck des Entsetzens im Gesicht Liselottes verstärkte sich, als sie in die starren Züge, in die gebrochenen Augen der Mutter sah. Ein eisiger Schauer schüttelte Liselotte. Mit zitternden Fingern machte sie Licht und klingelte dem Mädchen. Und als dieses bestürzt erschien, rief sie ihm angstvoll zu:

„Rasch, Anna, zum Arzt. Zu meinem Verlobten. Er soll kommen, sofort.“

Das Mädchen stürzte fort, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte. Nur daß etwas Schlimmes geschehen sein mußte, das fühlte es.



Der große Kanal in Triest. Berliner Ill. Wch. m. b. S.

In einer Viertelstunde erschien der Doktor. Mit einem zärtlichen Blick umfaßte er sein blondes Lieb, das in einem flüchtig übergeworfenen Morgenrock, das herrliche Haar in zwei lange Zöpfe geflochten, wie Liselotte allabendlich vor dem Schlafengehen tat, auf dem Bettrand der Mutter saß. Sie hielt der letzteren Hand in der ihren. Mit den zärtlichsten Namen hatte sie sie gerufen. Hatte sie vergebens gefleht, ihr doch ein Zeichen des Lebens zu geben. Aber nichts rührte sich in dem marmorblassen Gesicht. Und Liselotte begriff — der Tod war durchs Zimmer gegangen und hatte die geliebte Mutter mit sich genommen. Ihre liebe, schöne, stets so gesunde Mutter!

Da trat Georg stumm neben seine Braut und beugte sich über diejenige, deren Sohn er hatte werden wol-



Regierungsrat Dr. Ludwig v. Hörmann.

(Mit Text.)

starre Schmerz Liselottes. Den blonden Kopf an die Schulter des Geliebten gelehnt, von seinen Armen fest umschlungen, weinte sie fassungslos. . . . Und nicht weit von dem Paar, schlummerten in ihren weißtadierten Betten in schneeigen Kissen Nora und Hans. So süß schlummerten sie mit roten Wädden und lächelndem Mund, ohne zu ahnen, daß das Schicksal ihnen in der versloffenen Nacht die Mutter geraubt und sie zu Waisen gemacht. Schicksalswende! — Sie spürten nichts davon. Um so mehr aber fühlte es Liselotte.

Das Begräbniß war vorüber. Auf Bruder Gottfried hatte die Kunde



Fliegerleutnant Werner Vogt.

(Mit Text.)

Ganz sanft war sie eingeschlafen. Ein schmerzloses Sterben. . . . Still drückte er der Toten die Augen zu. . . .

Nun erst löste sich aber der

von dem Tode der Mutter geradezu niedererschütternd gewirkt. Er faßte es noch immer nicht, das Entsetzliche. Seine Mutter tot, seine vergötterte Mutter. . . . Eben saß er am Fenster des Wohnzimmers und grübelte. Was sollte mit Hans und Nora werden, wenn Liselotte heiratete? Sie zu Fremden geben in Pension? Unmöglich. Arme Liselotte. Mitnehmen konnte sie die zwei fünfjährigen nicht in ihre junge Ehe. Welcher Mann, mochte er seine Braut noch so sehr lieben — erklärte sich leichtem Herzens für so etwas bereit. Es würde Verdruß geben ohne Ende. . . . Am Abend reiste er ab, ohne mit der Schwester über die Kleinen gesprochen zu haben. Aber er würde ja bald wieder kommen. Dann wollten sie beraten und auch einen Entschluß fassen.

Mit schwerem Herzen erfüllte nun Liselotte die Pflichten des Alltages.

Hans und Nora machten ihr viel zu schaffen. Sie waren untröstlich, daß man die Mama hinaus auf den Friedhof geschafft und daß sie nun niemals wieder kam. Sie tranken und aßen kaum, sondern verlangten nur immerzu nach der Mutter. Die kleine Nora war immer ein überzartes Kind gewesen, das sorgsamster Pflege bedurfte, wenn es gesund bleiben sollte. Um sie sorgte sich Liselotte besonders. Ihr Bräutigam sprach täglich vor. Aber von der Hochzeit wurde seit Mutter tot war, nicht mehr gesprochen. Und doch dachten beide beständig daran. Eines Tags

endlich brachte Georg die Rede darauf. Sie waren allein. Anna war zum Einkaufen in der Stadt und hatte die Kinder mitgenommen. Die Gelegenheit wollten sie zu einer Aussprache benutzen. Liselotte war sich längst darüber klar, daß sie entsagen mußte.



Fliegeroberleutnant Kurt Wolff,

einer der erfolgreichsten Alchtholen-Mannern und Ritter des Pour le mérite. (Mit Text.)



Der soeben fertiggestellte neue Bahnhof in Görlitz.

Die Geschwister brauchten sie. Sie mußte Mutterstelle an ihnen vertreten. Mußte bei ihnen bleiben, für sie sorgen, sie erziehen. . .

Nun sagte sie es Georg. Doch dieser bestand darauf, daß sie keine Frau werde. Die Kinder sollte sie getrost mitbringen.

„Mit zwei so kleinen Geschwistern und so mit Pflichten gegen diese beladen, sollte ich die Ehe mit dir begnügen, Georg? —

Nimmermehr! Ich würde mich dir nicht so widmen können, wie du es von deiner Frau verlangen kannst. Ein Teil müßte zu kurz kommen dabei. Entweder du, oder die Kinder. Und darum, Georg, — kann es nicht sein.

Schicksalswende. — Sie zwingt mich auf einen anderen Weg, als den, den ich kürzlich vor mir sah. Er war blumenbestreut und von der Sonne des Glüdes übergolbet. Mein künftiger Lebensweg wird vielleicht steinig und dornenvoll sein. Aber dennoch geh' ich ihn tapfer. Das bin ich den Eltern, das bin ich den Geschwistern schuldig. Ich bin keine feige Natur. Selbst Gottfried braucht mich. So sehr war er noch an der Mutter Fürsorge gewöhnt. . .

„Und an mich denkst du gar nicht?“ fragte er bitter, „o, Liselotte — auch ich brauche dich ja — du ahnst ja nicht, wie sehr ich dich brauche.“

Er riß sie an sich. Er küßte sie leidenschaftlich. „Sag', daß du mein sein willst, sag' es doch nur“, bettelte er.

„Ich kann es ja nicht. Mach' es mir doch nicht so schwer, Georg“, sagte sie unter Tränen. Und dann fuhr sie tonlos fort: „Du wirst Ersatz für mich finden, Georg. Alles Glück wünsch' ich dir.“

Da gab er sie plötzlich frei. Sein hübsches Gesicht war blaß und um den Mund zuckte es schmerzlich; „dann liebst du mich nicht so tief, wie ich dich liebe, sonst müßtest du wissen, daß dich mir keine ersetzen kann“, sagte er bebend.

Er wandte sich zur Tür.

„Mehr als mein Leben liebe ich dich“, rief sie verzweifelt.

„So werde die Meine.“

„Ich kann es ja nicht, begreife doch nur, Georg.“

Da ging er. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß. Sie war allein. —

Fünf Jahre waren verstrichen. Liselotte hatte R. verlassen und war mit den Geschwistern nach D. gezogen, in die Residenz. —

Die ersten Jahre hatte die kleine Nora viel gekränkelt und darum sorgsamster Pflege bedurft. Aber nun hatte sie sich herausgemacht. Sie war in letzter Zeit tüchtig gewachsen und sah gesund und blühend aus. Hans ging in die Realschule. Und Bruder Gottfried, der Theologe, war bereits Hilfsgeistlicher.

An Liselotte selbst waren die Jahre, wie es schien, spurlos

vorübergegangen. Ja, sie war sogar noch schöner geworden. Den Geschwistern gegenüber zeigte sie sich vorwiegend heiter. Aber wenn sie allein war, versank sie nur zu oft in schmerzliches Grübeln. Dann dachte sie an Vergangenes. . . Gestern hatte sie im Blatt ihres Heimatortes, auf das sie noch immer abonnierte, die Vermählung ihres einstigen Verlobten mit einer Fabrikanten-



Die kleine Spinnerin. Nach dem Gemälde von A. Ribbeger. Photographie-Verglag der Photograph. Union in München. (Mit Text.)

tochter gelesen. Und auch heute abend las sie diese Vermählungsanzeige wieder. Sie tat es mit feuchten Augen. So hatte er also doch Ersatz gefunden für sie. Alles Glück wünschte sie ihm. . .

Und während sie an den Doktor dachte, weilte auch dieser zu selben Zeit in Gedanken bei ihr. Er, der sich doch eine junge Frau ins Haus geholt hatte. . . Es war keine Liebesheirat gewesen,

sondern eine Vernunftlehe. Er hatte fortwährend Pech mit den Wirtschaftsrinnen gehabt. Die erste hatte sich verheiratet. Die zweite taugte nichts. Und die dritte war nicht viel besser als ihre Vorgängerin. Sie lochte schlecht. Trotzdem er ein sehr reichliches Wirtschaftsgeld gab, bekam er nie etwas Ordentliches zu essen. Da riß ihm die G. duld. Durfte er sich keines glücklichen Ehelebens erfreuen, so wollte er wenigstens ein menschenwürdiges Dasein führen. So holte er sich die Frau aus einer Familie, darin er seit langem als Hausarzt verkehrte. Seine junge Frau war weder schön, noch geist- und temperamentsvoll. Aber sie würde ihre Pflicht tun und das genügte ihm.

Und während er nun an seinem Schreibtische saß, konnte er es nicht hindern, daß ihm seine Gedanken entflohen. Er wollte sie zurückholen, doch gelang es ihm nicht. Sie weilten bei Liselotte und kamen nicht los von ihr, bis er schließlich energisch aufsprang, um sich zu seiner jungen Frau ins Nebenzimmer zu begeben.

Wieder sind Jahre vergangen. Ein volles Jahrzehnt. Liselottes Geschwister sind ihrer Obhut entwachsen. Und sie selbst kommt sich recht überflüssig vor auf der W. lt. Sie zählt jetzt achtunddreißig Jahre. Aber man sieht ihr diese keinesfalls an. Gut zehn Jahre jünger sieht sie aus. Oft geschieht es, wenn sie auf der Straße geht, daß dieser oder jener Herr sich nach ihr umwendet, weil er findet, daß ihre Gestalt köstlich, ihr vom schimmernden Blondhaar umgebenes Gesicht lieblich und außerdem anziehend und äußerst sympathisch ist. Selbstverständlich fehlte es ihr auch an Bewerbern nicht. Solange die G. schwister sie brauchten, kam ihr kein Heiratsgedanke. Während der letzten Zeit aber, da es einsam um sie geworden, dachte sie zuweilen daran, wie wohlthuend es sein müßte, wenn sie wieder Pflichten zu erfüllen hätte. Wenn sie jemand unentbehrlich wäre. Wenn man sie brauchte, um glücklich zu sein. Georg war Witwer. — Das wußte sie. — Jetzt könnte sie die Seine werden. Aber er dachte wohl kaum mehr an sie.

Darum, als man ihr eines Tages wieder einen Heiratsantrag machte, wies sie ihn nicht wie sonst kurzerhand ab. Sie erbet sich Bedenkzeit. Acht Tage Bedenkzeit. Es war ein achtbarer Herr, den sie in einer befreundeten Familie kennen gelernt. Ingenieur in Staatsdienst, äußerst solid und weltgewandt. Ein Mann, ohne Fehl und Ladel — wie ihre Bekannten ihn verbrüderungsvoll nannten. — Von Liebe ihr nichts konnte natürlich keine Rede sein — nicht von jener Liebe, die sie für Georg erfüllt. Aber mußte es gerade eine solche Liebe sein? Sie sehnte sich so sehr danach, wieder einen Wirkungskreis zu besitzen. — Warum sollte sie nicht Georgs Beispiel folgen und heiraten, wie er es einst getan? Jetzt, wo sie frei war — ganz frei.

Und doch konnte sie sich nicht entschließen. Als die Bedenkzeit vorüber, erhielt der Bewerber eine Absage.

Bruder Gottfried wohnte in Leipzig, längst als Pfarrer in Amt und Würden. Und daneben als glücklichster Ehemann und Vater eines Kindes. Zu ihm — in sein Haus, hatte sie vor kurzem Hans gebracht, damit er in Leipzig die Schule besuche und bei Bruder und Schwägerin wohne. Er wollte Theologie studieren. Geistlicher werden wie sein älterer Bruder. Schließlich die Rora. Diese wollte als Fröbel'sche Erziehlerin in einer Rittergutsfamilie. Niemand also brauchte sie mehr. Und sie war doch eigentlich noch so jung. Sollte sie das biblische Alter erreichen, dann lagen noch eine Anzahl Jahrzehnte vor ihr. Ein langer Lebensweg.

Der Mai war ins Land gezogen. Mit Sang und Klang und einer Fülle zartduftender Blumenkinder. An einem wundervollen, sonnigen Tage fuhr Liselotte, um die Gräber der Eltern zu besuchen. Außer ihr befanden sich noch einige Damen im Abteil, deren Reizegl auch das ihre war, wie sie aus ihrer Unterhaltung heraus hörte. Sie hatte sich ans Fenster gesetzt und genoss mit durstigem Blick die Schönheit der vorüberziehenden Landschaftsbilder. Blühende Bäume, grüne Getreidefelder, lustige, mit Blumen bestückte Wiesen. — Da klang ein Name an ihr Ohr: Doktor Reichel. Eine der Damen hatte ihn genannt. Liselottes Herzschlag stockte. Hatte sie erst der Unterhaltung der Damen so gut wie keine Beachtung geschenkt, so war sie mit einemmal ganz Ohr. Was ihre Reisegesährtinnen über den Doktor sagten, war einstimmig Lob — höchste Anerkennung. Und was sie weiter über ihn hörte, machte sie dermaßen erregt, daß ihr die Knie zu zittern begannen. Die Damen hatten ihr Bedauern ausgesprochen, daß der Doktor bezüglich des Heiratsens so gar kein Glück habe. Als er sich einst als junger Arzt verlobt, sei's nicht zur Heirat gekommen. So tiefunglücklich sollte er deshalb damals gewesen sein, da er seine Braut grenzenlos geliebt. Lange Jahre war er darum wohl auch dem Junggesellenstande treu geblieben. Und als er sich schließlich doch eine Hausfrau geholt, da schien er wirklich, obgleich es keine Liebesheirat gewesen, ein recht zufriedener Ehemann geworden zu sein. Nun war er schon wieder über ein Jahr Witwer. Das Schicksal hatte ihm die Gattin geraubt, aber ein Kind besaß er wenigstens, ein reizendes Töchterchen.

Hier endete das Gespräch der Damen, da der Zug plötzlich hielt. Man war am Ziel. Ganz benommen von dem soeben Gehörten, stieg auch Liselotte aus. Sie begab sich zunächst nach einer Gärtnerei, die nahe am Friedhofe lag, um Blumen für die Gräber zu kaufen. Soviel sie zu tragen vermochte, nahm sie mit. Dann betrat sie den Friedhof. Der laue Lenzwind strich losend durch die Zypressen und Lebensbäume. Auf allen Gräbern ringsum ein Blühen und Duft. Und über dem allen ein wolkenloser, tiefblauer Himmel, von dem die Sonne strahlend herniedergrüßte. Nun stand Liselotte an der Eltern Grab. Tiefdunkle Fleinhügel waren es. Zwischen diesen ein schwarzer Obelisk aus schwedischem Granit, der in goldenen Buchstaben die Namen der Eltern trug, die hier so friedlich schlummerten. Betend, die Hände gefaltet, so verharrte Liselotte regungslos eine Weile. Dann schmückte sie die teuren Hügel mit den mitgebrachten Blumen. Und plötzlich kam sie sich, wie es schon öfter in letzter Zeit der Fall gewesen — wieder grenzenlos einsam und verlassen vor. Unter Tränen hielt sie in Gedanken Zwiesprache mit den lieben Abgeschiedenen. Schließlich wurde ihr wieder leichter ums Herz. Ein Zweigchen Efeu pflückte sie sich zum Abschied von jedem Grab, um sie im Handtäschchen sorgsam zu bergen, bis sie sie daheim sicher und heilig verwahren konnte.

Dann verließ sie den Friedhof und schlug den Weg zum Bahnhof ein. In einiger Entfernung kam ein Herr auf sie zu, der ihr bekannt vorkam. Diese hohe Gestalt — dieser Gang, — die Art, wie er den Stod trug. . . Sie täuschte sich nicht. Nein, jetzt erkannte sie auch sein Gesicht. Er war's — Georg. Noch sah er sie nicht, denn sein Blick war zu Boden gerichtet. Aber jeden Augenblick konnte er aufsehen. . . Und es geschah. Sie sah, wie er stuchte — wie seine Augen sich weiteten. Kein Zweifel, auch er erkannte sie. Sein Schritt verlangsamte sich. Dann verdoppelte er ihn und dann — dann stand er vor ihr.

„Liselotte!“ Unwillkürlich war der Name seinen Lippen entflohen. Beide Hände reichte er ihr, deren Gesicht wie mit Purpur überglänzt schien. Sie sah so hübsch aus, — nein, nicht nur hübsch, schön, bildschön trotz ihrer achtunddreißig Jahre. Sie trug ein dunkelblaues Kostüm, einen einfachen schwarzen Hut, dessen einzigen Schmuck linksseitig angebracht, zwei köstliche, weiße Rosen bildeten. Der Doktor erriet sofort, woher sie kam und wohin sie ging. Als ob es ganz selbstverständlich sei, lehrte er wieder mit um und schloß sich ihr an. Sie mußte ihm von den Geschwistern erzählen. Und schließlich erzählte er von sich selbst, daß er Witwer geworden, daß er ein kleines Mädchen besaß, das vier Jahre alt sei.

„Liselotte,“ sagte er plötzlich noch längerem Schweigen, „deine Geschwister sind nun deiner Obhut entwachsen. Sie brauchen dich nicht mehr. Du bist frei, endlich ganz frei! Und ich — ich brauche dich, denn ich liebe dich noch immer, tief, innig. Du könntest mich so glücklich machen. So unsagbar glücklich — und das Kind, meine kleine Liselotte dazu. Wenn du zu uns kommen wolltest, meine Gattin und Mutter meiner Kleinen zu werden?“

Liselotte wollte antworten. Daß er seinem Kind ihren Namen gegeben, rührte sie. Aber da waren plötzlich so viele Menschen um sie her. Vor, neben und hinter ihnen. Der Doktor wurde ehrerbietig gegrüßt, mußte erwidern, oder selbst grüßen. So kamen sie zum Bahnhof, ohne daß Liselotte ihm Antwort geben konnte. Er nahm sich eine Bahnsteigkarte. Bis zum letzten Augenblick wollte er den Anblick ihres lieben Gesichtes aus nächster Nähe genießen. Auch dort waren Menschen um sie her.

„Die Antwort, Liselotte!“ drängte er ungeduldig. Da reichte sie ihm die Hand.

„Sie bedeutet natürlich ein Ja“, gab sie zurück. „Hier können wir nichts weiter reden, Georg. Aber komme zu mir, sobald du kannst.“ Und sie nannte ihm ihre Adresse.

Dann stieg sie ein. Der Schaffner kam und schloß die Thür. Wie in einem Traum befand sich der Doktor. So glücklich war er, daß er verstummte, unfähig, Worte zu finden.

Nun ließ sie das Fenster herunter, streckte ihm die Hand noch einmal heraus. Da kam ihm die Sprache zurück.

Ihre Hand küßend, sagte er glücklich und seine Augen strahlten dabei: „Heißen Dank, Liselotte! Ich komme. Komme schon morgen.“

Dann ertönte das Abfahrtsignal. Der Zug fuhr davon. Noch einmal schwenkte der Doktor den Hut, wühlte Liselotte mit dem Taschentuch. Darauf verlor er sich in der Ferne.

Diesmal befand sich Liselotte allein in dem Abteil. Glücklich verträumt ließ sie sich in einer Ecke desselben nieder. Und ihre Gedanken begannen zu wandern, zurück in die Vergangenheit. Dann voraus in die Zukunft. Ein neuer Lebensabschnitt begann. Schicksalsschwenke! dachte sie lächelnd. Vor ihrem geistigen Auge dehnte sich ihr künftiger Lebensweg, den sie gemeinsam mit dem Geliebten gehen sollte. So schön war dieser Weg, so blumengeschmückt und hell, denn der Sonnenschein des Glückes vergoldete ihn.

Etwas über die schwarzen Diamanten.

Klauderei von Adolt Gustav von Pankow. (Nachdruck verb.)

Mit Recht hat man die für das Gedeihen aller Lebewesen unentbehrlichen Kohlen betreffend „schwarze Diamanten“ genannt. In der That ist diese Bezeichnung vollaus gerechtfertigt, denn der als schönster Schmuck unserer holden Frauen so hoch bewertete Diamant ist nichts anderes, als nur eine andere Form der Kohle. Dem Scharfsinn findiger grübelnder Köpfe ist es auch schon gelungen, wenn auch nur in begrenztem Maße, das Experiment der Natur nachzuahmen, aus Kohlen Diamanten zu schaffen, doch lassen die errungenen Produkte erhoffen, daß auch die volle Lösung der Aufgabe nur eine Frage der Zeit ist.

Es dürfte nämlich bekannt sein, daß vor Frankreich, dessen Kohlengruben überdies zum weitaus größten Teil zurzeit in unserem Besitz sind, dem kohlenreichen Belgien, dessen Erträge wir ebenfalls innehaben, Deutschland das kohlenreichste Land Europas ist, und schon aus diesem Grunde dürfte der Sieg unserer Feinde über uns sehr fraglich sein, denn auch England, dessen Kohlenvorräte früher fälschlich mit Unrecht viel zu hoch eingeschätzt wurden, kann nicht darin mit uns konkurrieren. Von anderen Ländern der Erde kann sich nur Amerika mit uns messen, das wiederum von China weit überboten wird, dessen Kohlenreiche aber vorläufig nicht in Betracht kommen, da sie noch der Erschließung harren. Das alles sind Tatsachen, die nicht umzustößen sind.

Wie traurig wäre es wohl um uns bestellt, wenn wir in die kümmerliche Lage des ränkervollen Jaltien versetzt wären, das nur mit einem armseligen Kohlenertragnis auskommen kann. Niemals hätten unsere Eisenbahnen, unsere kohlenfressenden siegreichen Kriegsschiffe das leisten können, was sie geleistet haben, zum Heile des Vaterlandes. Niemals unsere Maschinen-Industrie ihre ungeheure Aufgabe zu bewältigen vermögen. Und was ist nicht weiter alles von der Kohle abhängig. Die gesamte Industrie könnte ohne sie und das glücklicherweise ebenfalls überreichlich vorhandene Eisen nicht auskommen. Dabei muß das Eisen ja auch erst aus seinen Erzen durch Kohlen bzw. dem aus den Kohlen hervorgegangenen Koks ausgeschmolzen werden.

Viele Körper in der Natur begegnen uns in den verschiedenartigsten Formen, die ihrem Wesen nach jedoch chemisch von demselben Grundstoff gebildet werden. Es ist bewundernswert, wie hier die Natur gearbeitet hat. Die heutige fertige schwarze Kohle, die aus dunklen Schächten tief unter der Erde gewonnen wird, um sich hier als Licht- und Lebensspender zu erweisen, ist ehemals durch Beihilfe der Allmächtigen Sonne entstanden, um vor Jahrmillionen als üppige Pflanzen und Bäume emporzuschießen, um so schnell, wie sie entstanden, wieder zu versinken und in den ungeheuren Sümpfen der urvorweltlichen Zeiten zu vermodern und sich zur Kohle umzuwandeln. Die Struktur von solchen Bäumen, Riesenfarren und dergleichen, läßt sich noch heute in den Kohlen erkennen. Kohle aber konnte die Pflanze nur werden dadurch, daß sie selber Kohlenstoff enthielt, den sie aus der Kohlenäure der Luft entnahmen und mit Hilfe des Sonnenlichtes bildeten.

Wenn wir also sagen, daß unsere Kohlen letzten Grundes aus der Luft kommen, so ist diese Aussage keineswegs „aus der Luft gegriffen“. Die spätere Umwandlung jener vermodernden Pflanzen aber können wir uns verständlicher machen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf eine ähnliche Erscheinung der viel jüngeren Zeit lenken, nämlich auf die Torfbildung. Auch der Torf ist das Ergebnis der Vermoderung von Pflanzen, und er würde sich weiterhin, wenn ihm dazu Zeit gelassen würde, in die schon dunklere Braunkohle verwandeln, um endlich zur schwarzen Steinkohle zu werden.

Wollen wir noch einen Schritt weitergehen, so kommen wir auf den eine Stufe höher stehenden Anthrazit, dem nicht mehr viel fehlt am reinen Kohlenstoff, wie Graphit und Diamant. Diese Beimischungen der natürlichen Kohlen können aber unter Umständen recht gefährlich werden; denn das so gefährliche Grubengas der Kohlenbergwerke ist nichts anderes, als solche in Gasform frei werdende Verbindungen des Kohlenstoffs. Die Kohlen sind eben noch in steter Weiterbildung begriffen. Aber dem auch stetig fortschreitenden Menschengeist ist es gelungen, aus allen, oft zufälligen Erfahrungen, Erkenntnisse über die Eigenschaften der Kohlen zu gewinnen. Als man unter anderem aus den Eisenerzen das reine Metall ausschmelzen wollte, wozu so lange die Holzkohle gedient hatte, erwiebs es sich, daß die Steinkohle verschlackte und verteerte und dadurch den Schmelzprozeß erschwerte. Bei dem Versuch, zuerst aus den Kohlen diese hemmenden Bestandteile herauszureiben, kam man auf den sogenannten Koks, die reine Kohle, die sich in jeder Beziehung als vortrefflich erwies. Aber nicht lange blieben diese Ausscheidungen Abfallstoffe. Der Teer mußte sich

alle möglichen weiteren Verwandlungen gefallen lassen, und die in der ganzen Welt einzig dastehende deutsche Farbenindustrie nahm hier ihren Ausgangspunkt. Alle die bunten, grellen, auch oft so zarten Farben unserer in Auslands so viel begehrten Leinwandstoffe, Anilin- wie Mazarinfarben, rühren aus dem schmierigen Teer her. Und weiter die ganzen neueren Arzneimittel, wie Aspirin, Antipyrin, Salveran usw., kommen aus diesem Abfallprodukt der Kohle. Hier hat wieder die deutsche Wissenschaft die größten Triumphe gefeiert. Und wie durch diese neuen Stoffe als unersetzbar geltende natürliche Farbstoffe, wie zum Beispiel Indigo, sogar noch an Echtheit überboten wurden, so haben wir uns andererseits von den teuren ausländischen Stoffen und pflanzlichen Präparaten, wie Chinin, frei machen können. So hat es England erleben müssen, daß die Abnehmer für seine Indigopflanzen sich nicht wieder einstellten und das bessere und dabei billigere deutsche Präparat vorzogen.

Eine der schwerwiegendsten und epochemachendsten Erfindungen war vor zehnhundert Jahren die Gewinnung des Leuchtgases aus der schwarzen Steinkohle, das sich mit jener sieghaften Leuchtkraft die Welt erobert hat; nun aber beginnen muß, der Elektrizität zu weichen.

Aus all dem Angeführten sind aber die aus der Steinkohle resultierenden Eigenschaften nur zum Teil erschöpft, namentlich hat die moderne Chemie „den schwarzen Diamanten“ noch vieles zu danken.

Verwendung von Chlorkalk zum Bleichen der Wäsche.

Schöne helle Wäsche ist der Stolz der Hausfrau. Mit liebevollem Blick wird sie täglich die aufgeschichteten blendend weißen Stöße ihres Wäschebrettes mustern. Auf dem Lande haben es die Hausfrauen bequemer als in der Stadt. Sie brauchen hier keine künstlichen Mittel. Der ozonisierende Sauerstoff der Luft besorgt hier das Geschäft des Bleichens, oder die Wäsche wird auf dem Bleichplatz ausgebreitet und mit Wasser übergossen. Nicht so leicht haben es die meisten Stadtfrauen. Sie haben keine Möglichkeit, ihre Wäsche frei im Winde flattern zu lassen und das Geschäft des Bleichens der Natur zu überlassen. Kaum steht ihnen ein kleiner düsterer Trockenboden zur Verfügung. Doch möchten sie auch blendend weiße Wäsche haben. Es bleibt ihnen also nichts weiter übrig, als ihre Zuflucht zu künstlichen Bleichmitteln zu nehmen. In erster Linie steht ihnen da nun der Chlorkalk zur Verfügung. Von der guten Wirkung des Chlors sind sie wohl überzeugt, doch haben sie ein gewisses Mißtrauen gegen ihn, da sie befürchten, daß durch die Behandlung mit Chlor die Wäsche mürbe und brüchig wird. Bei richtiger Anwendung des Chlors ist jedoch absolut keine Gefahr. Nachdem durch das Chlor die gelbliche Farbe im Leinen zerstört ist, muß auch das Chlor unter allen Umständen vollständig daraus entfernt werden, da sonst die Fasern des Gewebes angegriffen würden. Dies geschieht entweder durch anhaltendes Entwässern der Wäsche in kaltem, klarem Wasser, oder man bringt die Wäsche in ein Antichlorbad. Dies bewerkstelligt man in folgender Weise. Man löst für 10 Pfennig unterkieselsaures Natrium in etwa zwei Liter kochendem Wasser auf, schüttet diese Lösung in einen großen Kübel mit Wasser, in dem man die Wäsche ausziehen läßt. Sobald das Natrium mit dem Chlorkalk in Berührung kommt, geht es in eine andere, für die Wäsche vollständig unschädliche Verbindung über. Aus dem Chlorkalk wird das Chlorkalzium. Wird die Wäsche in dieser Weise behandelt, so wird man nie über Schäden durch Chlorkalk zu klagen haben. Bleibt dagegen das Chlor im Gewebe, so werden wir stets den unangenehmen Chlorgeruch vor der Nase haben, und die Wäsche muß unbedingt leiden. C. Fuchs.

Fürs Haus



Jenen Apfel, die man als Kompott, Dampfsäpel usw. ganz verwenden will, ist das Kernhaus auszustecken; dies geschieht am einfachsten durch den Kolonnen-ausstecher. Die Art und Weise der Benützung kennzeichnet unsere Abbildung. Es wird daran erinnert, daß das Ausstechen des Kernhauses vor dem Schälen des Apfels zu erfolgen hat, da nach dem Schälen die Äpfel leicht auseinanderbrechen.

Unsere Bilder

Regierungsrat Dr. Ludwig v. Hörmann, vielgeleitener Schriftsteller und hervorragender Forscher auf dem Gebiet der Tiroler Volkskunde, vollendete am 12. Oktober in Innsbruck sein 80. Lebensjahr; er ist einer der besten Kenner des Tiroler Volkes und hat sich durch eine große Anzahl von Werken und Schriften um die Aufklärung über sein Heimatland und dessen Volksleben verdient gemacht. Er ist 1837 in Feldkirch (Vorarlberg) geboren und mit der Dichterin Angelika v. Hörmann verheiratet.



Zeichnung v. Hörmann.

Waz: „Ach, lieber Lutz, ach, du machst aus mir und Papa keine Regier!“
Erwortet: „Ach, woher denn, Junge?“
Waz: „Dava sagst, bis du härter, könnten wir schwarz werden!“

seit 1915 Offizier. Seine Beisehung erfolgte in Rom.

Die kleine Spinnerin. Albert Hübner, ein Schüler Angelis, dieser Rieche der Wiener Akademie, zählt zu den bekanntesten Genremalern Österreichs. Das ländliche Genre insbesondere liegt dem Meister, der in allen seinen Bildern, der Heimatkunst huldigend, das Dichtervortbild folgt: „Das Gute liegt so nah“. Jeder neue „Hübner“ ist ein Beweis dafür, daß in den Banernstuben der alpinen Gebirgsdörfer, trotz Dreyer und seiner Schule, auch der Maler, welcher eigene Wege zu wandeln liebt, seine Motive suchen kann. Die Spinnerinnen der kleinen blonden Spinnerin finden in der bäuerlichen Brunnstube ein derart anmutiges, leichtverständiges „Damenpublikum“, daß wir dem Künstler dafür Dank wissen müssen, daß er es zum Gegenstand seines Bildes gemacht hat, in dem auch das bäuerliche Milieu einen sehr hochtalentierten Schilderer gefunden hat.

Allerlei

Beiseiden. Rabane: „Wie seltsam sich das trifft: Ihr Bräutigam ist jetzt im Felde der Vorgesetzte meines Mannes!“ — Rabane: „Ja, aber Sie können beruhigt sein, gnädige Frau, ich werde Sie deshalb durchaus nicht über die Achseln ansehen!“

Die Feldmarschall Blücher Posten stand. Als im Jahre 1813 die preussischen Truppen zusammen mit den Russen gegen Frankreich zogen, hatten sie oft genug von diesen Verbündeten und deren Vorliebe für Plünderungen zu leiden, denn die Moskowiter schonten auch die Orte nicht, wo die Preußen Quartier nahmen, und hießen gelegentlich auch ihr Hab und Gut mitgehen. So wurde auch eines Abends das Haus, in dem der Feldmarschall Fürst Blücher einquartiert war, von einem Haufen Russen überfallen, die sich darin als „echt russische Leute“ zu betätigen gedachten. Zufälligerweise befand sich nur Blücher mit seinem Bedienten im Hause, während der mitgequartierte Adjutant und die weitere Begleitung abwesend waren. Sofort warf sich der Marschall mit der Waffe den Plünderern entgegen, und es gelang ihm und dem Bedienten wirklich, die Russen aus dem Hause zu drängen. Dann aber hieß es, vor weiteren Überfällen auf der Hut zu sein, und da eben niemand sonst in der Nähe war, stellte Blücher den Bedienten mit geladenem Gewehr als Posten an die vordere Tür des Hauses und sich selbst in gleicher Ausrüstung und Eigenschaft an die hintere. Als nachher der Adjutant zurückkehrte, war er nicht wenig erstaunt, den General mit geschulterter Büchse und natürlich in mordemäßig wütender Stimmung am Hoftor stehend zu finden.

Vogelfreie Ware. Daß auch den Engländern die Geschäftsvorfälle der lieben amerikanischen Bettler manchmal recht unbequem werden, davon kann der Londoner Maler Cecil Aldin ein Lied singen. Er hatte verschiedene Serien heiterer Genrebilder gezeichnet, die im großen vervielfältigt und gern gekauft wurden. Unglücklicherweise waren sie in Amerika nicht geschätzt und er erfuhr unter der Hand, daß sie dort womöglich noch beliebter und verbreiteter seien. Er beschloß, sich davon an Ort und Stelle zu überzeugen und fuhr hinüber. Tatsächlich fand er, daß „dort drüben“

die Leute nach seinen Arbeiten förmlich toll waren, daß sie in jeder Form ausgenutzt wurden, nicht nur als Sammelbildererien, sondern auch als Vorlagen zum Zeichnen und Malen, als Stickerien auf Kissen, Decken und Vorhängen, als Porzellanmalerei auf Schüsseln, Teller und dergl. m. d. Neun verschiedene Firmen hatten sich des Vertriebes seiner Arbeiten bemächtigt, ohne ihm auch nur einen Cent für seine Urheberchaft zu zahlen. Den Gipfel erreichte die Underschiedlichkeit, als er auf einem Absteiger nach Chicago in der Bahn die Bekanntschaft eines Herrn machte, mit dem er so angeregt plauderte, daß er schließlich sich ihm vorstellte. Da nämlich übertraf sich sein neuer Freund ihn durch den Ausdruck: „Ah, Mr. Aldin, ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen! Ich bin Kunstverleger und habe Ihre Bildererien hierzulande ausgiebig ins Volk gebracht. Zu vielen Tausenden habe ich sie gedruckt und verkauft und einen Haufen Geld damit gemacht.“ Mit sanfter-lächelndem Lächeln erwiderte der Künstler, der nicht genug Geschäftsmann gewesen war, um sich das Urheberrecht an seinen Arbeiten in Amerika zu sichern: „Das ist mehr, als ich von mir behaupten kann, denn ich habe von der außerordentlich reichen Vielfältigkeit meiner Werke diesseits des Ozeans auch nicht einen Cent erhalten.“ Und so liebenswürdig der neue Bekannte sich bis dahin gezeigt hatte — so wies er nicht, daß er sich erboten hätte, dem geschädigten Künstler freiwillig auch nur den geringfügigsten Anteil an seinem Profit herauszurufen. — Mr. Aldin hat in der Londoner Zeitschrift „Casell's Magazine“ durch die Feder eines Verehrers seinem Unmut über diese nackte Selbstsucht der Amerikaner deutlich Ausdruck verliehen.

C. D.

Gemeinnütziges

Wink für Haltbarmachung des Pflaumenmuses. Zur unliebsamen Überwältigung vieler Hausfrauen, die Pflaumenmus einfachten, zeigt es sich, daß sich das Mus gar nicht hält, sondern nach kurzer Zeit schon beschlägt und schimmelt. Das ist nun natürlich sehr unangenehm, denn das Pflaumenmus, das seinen Zucker beim Einkochen braucht, sollte ein Ersatz für die anderen, nur mit Zucker einlegbaren Obstmusarten sein, auf die man wegen des Zuckermangels verzichten muß. Ein öfteres Aufkochen des Pflaumenmuses hält ja die Schimmelbildung fern, aber dabei geht immer ein gewisser Teil verloren, und das Mus wird zäh und weniger schmackhaft. Auch kommt beim Nachkochen des Pflaumenmuses, besonders wenn es schon sehr dick eingekocht war, zu leicht ein Anbrennen auf dem Boden des Kochgeschirrs vor, was dann wieder einen Verlust an Mus und Einbuße des Wohlgeschmacks bedeutet. Nachstehende erprobte Wink vermeiden diese Uebelstände und erhöhen trotzdem die Haltbarkeit des Pflaumenmuses. Man lege auf die besonders leicht zur Schimmelbildung neigende Oberfläche jedes Einlegegefäßes ein in Rum getauchtes Pergamentpapier. In dem Rum löse man vorher eine Federmeßerspiße voll Salzpulver auf. Als und zu sehe man nach, ob der Inhalt der Einlegekränze tabellos ist und beträufle das obenauf liegende Rumpapier mit neuem Rum, weil dieser nach einiger Zeit verdunstet. Auch eine Salzlösung unter das Pflaumenmus gemengt, ist dort ratsam, wo der Aufbewahrungsort nicht kühl und trocken genug und die Gefahr des Schimmelwerdens des Pflaumenmuses doppelt groß ist. Salzlösung erhält man in Apotheken oder Drogeriehandlungen. Die Gebrauchsanweisung, wieviel davon zum Zweck der Haltbarmachung zu nehmen ist, befindet sich in dem Pulverpäckchen. Auch ein unter dem Namen „Pflaumenmuswürze“ im Handel erscheinendes Mittel hat sich gut bewährt. Ist man genötigt, das Pflaumenmus aufzukochen, so stelle man es auf einen Abstellplatz, damit ein Anbrennen vermieden wird. Sodann veräume man nicht, das Einlegegefäß vor dem Neueinfüllen des Muses gut zu säubern und auszuschleusen.

R. An.

Dem Verrenobis tut gründliche Bodenpflege im Herbst sehr gut. Viele Schädlinge nisten sich im Boden ein. Sie werden durch die Bodenpflege vernichtet. Man streue gleichzeitig Kalk unter.

Quadraträtsel.

A	A	A	E
E	E	F	G
G	I	L	L
M	M	R	R

Die Buchstaben sind so zu vertauschen, daß die entsprechenden waagrechten und senkrechten Reihen gleichlautend werden. Die Buchstaben sind: 1) Eine Zahl, 2) Ein veräugelter vorname, 3) Ein animal, 4) Ein animal, 5) Ein animal. 6) Ein animal.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer:

Esge, Paar, Tag.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.